

In die Freiheit entlassen?

Gedanken zur Studiengang-Gestaltung in Zeiten von Bologna 2.0

Im Herbst 2009 sind viele Studierende auf die Straße gegangen: In Deutschland, aber auch in Österreich und in der Schweiz haben sie auf die negativen Folgen des Bologna-Prozesses aufmerksam gemacht. Dichte Stundenpläne, mangelnde Flexibilität und Prüfungsdruck – so der Tenor – machen das Studieren schwierig. Viel ist seitdem die Rede von der *Studierbarkeit* – ein Begriff, den der Duden zumindest in meiner Ausgabe von 2006 übrigens gar nicht kennt. Es handelt sich also um eine Wortneuschöpfung. Offenbar gibt es unter den neuen Studiengänge einige oder viele, die man gar nicht studieren kann, denn: Wäre dem nicht so, dann müsste man jetzt nicht so intensiv darüber nachdenken, wie man sie studierbar macht. Bastian Sick, Kolumnist bei Spiegel online, hat sich schon 2004 – also gewissermaßen mitten im Bologna-Prozess – darüber gewundert, wie es kommt, dass sich das Suffix *-bar* so unaufhaltsam den deutschsprachigen Raum erobert wie ein Silbenbarbar. Er stellt eine interessante These auf, die mir auch zur Bildungspolitik ganz gut zu passen scheint. Er schreibt: „Besonders starke Faszination übt der Barbar auf Politiker aus. Die haben nämlich festgestellt, dass ihre Sprache dynamischer klingt, wenn sie ihre inhaltsleeren Phrasen mit ein paar Bar aufpumpen. Dinge sind machbar, Risiken kalkulierbar, Forderungen verhandelbar und Reformen umsetzbar. Manches ist ‘ad hoc nicht entscheidbar’, und nicht jedes Problem von heute auf morgen ‘bewältigbar’, doch Solidarität jederzeit ‘leistbar’. Mit solch markanten, wie in Marmor gemeißelten Ausdrücken wirkt selbst der mickerigste Politiker noch wählbar. Stilistisch wird er allerdings zunehmend *unertragbar*.“

Nun sollen Bachelor und Master wieder *studierbar* werden – eine Forderung, die also politisch passend formuliert und in dieser Formulierung nicht nur von allen übernommen, sondern auch allseits begrüßt worden ist. Auf der Bologna-Jubiläumskonferenz im März 2010 in Budapest und Wien räumten die europäischen Bildungsminister erstmals ein, dass der Bologna-Prozess mangelhaft eingeführt und umgesetzt worden sei. Nun müsse man wieder mehr in Qualität und Studierbarkeit investieren und das Korsett der Module und Prüfungen lockern. Der Akkreditierungsrat in Deutschland empfiehlt inzwischen eine flexible Länge von Bachelor-Studiengängen zwischen sechs und acht Semestern; selbst 300 Credit Points für einen Masterabschluss werden diskutiert. Statt 30 Arbeitsstunden könne ein Credit Point nun auch nur 25 Arbeitsstunden umfassen. Hauptsächlich aber wird der Ball zurück an die Hochschulen gespielt, die die Reform zu reformieren haben: So sollen sie z.B. die Stofffülle in den Studiengängen reduzieren, Prüfungen begrenzen, die Anerkennung von Leistungen erleichtern, Studienzeiten flexibler gestalten, Wahlmöglichkeiten vergrößern und den Studierenden mehr Möglichkeiten geben, die Arbeitsbelastung selbst zu bestimmen.

Es wäre spannend, die zahlreichen Widersprüche zu analysieren, mit denen Hochschulen innerhalb eines vergleichsweise kurzen Zeitraums von 10 Jahren konfrontiert wurden und werden – das dürfte nicht nur für Deutschland, sondern auch für Österreich gelten. Lange könnte man auch darüber sprechen, welche negativen Folgen speziell die mit Bologna einhergehenden Dokumentationspflichten auf die Lehre haben – ganz zu schweigen vom Akkreditierungsprozess, der teuer ist, Lehrende blockiert und genau die Regelungswut verursacht hat, wegen der man einen Begriff wie Studierbarkeit überhaupt erst erfinden und unters akademische Volk bringen musste.

Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie paradox die Forderungen werden, wenn man versucht, mehr als einer von ihnen mit den bestehenden begrenzten Mitteln nachzukommen. Ich bringe nur mal ein paar *Beispiele*:

Studierende sollen nicht mehr wie früher ein oder gar zwei Semester herumirren, bevor sie verstanden haben, wo es überhaupt langgeht, welche Veranstaltungen sie besuchen und welche Prüfungen sie absolvieren müssen. Das ist gut so. Es wird auch niemand ernsthaft in Frage stellen, dass dies in vielen alten Studiengängen ein oft anzutreffender und unhaltbarer Zustand war. Also nimmt man die Studierenden jetzt an der Hand, legt verbindliche Einführungen fest und beginnt, Voraussetzungen für verschiedene Module zu definieren und Pflichtveranstaltungen vorzugeben. Da allerdings gibt es schon den ersten Haken: Module sollen auch möglichst unabhängig voneinander sein und nicht zwingend aufeinander aufbauen. Sie sollen in flexibler Reihenfolge und neuerdings auch wieder zeitlich weitgehend flexibel studiert werden können. Leider passt das wieder nicht zu vielen Prüfungsordnungen, die vorschreiben, dass man für ein Modul maximal zwei Semester brauchen sollte. Dazu kommt der Ruf nach mehr Wahlfreiheit: Wenn das keine Wahl wie in einem sozialistischen Staat sein soll, dann muss es folglich Mehreres geben, aus dem man *auswählen* kann. Es steigt also auf jeden Fall auch die Menge der erforderlichen Veranstaltungen oder gar Module.

Um Flexibilität zu gewährleisten, ist es notwendig, dass man ein Modul möglichst jedes Semester beginnen und beenden können sollte. Um Wahl zu ermöglichen, muss man alternative Angebote schaffen und dies regelmäßig tun. Unvermeidlich werden dadurch oft Kooperationen mit anderen Fächern oder gar Disziplinen, um die erforderliche Menge überhaupt stemmen zu können. Nun benötigt man für Lehrangebote bekanntlich Ressourcen bzw. Lehrkapazität. Wie wir alle wissen, sind Lehrkapazitäten an einer Hochschule alles andere als gleich verteilt, sodass die Import-Export-Wirtschaft an manchen Hochschulen bereits eine eigene Stelle beansprucht. Und als ob das nicht schon kompliziert genug wäre, kommt noch der Curricularnormwert dazu. Dabei handelt es sich um einen fiktiven Wert, der angibt, wie viel Lehrkapazität für *einen* Studierenden erforderlich ist oder anders formuliert: Wie viel Lehraufwand ein Studierender verursacht. Auch hier gibt es zwischen den Fächern riesige Unterschiede: Je höher der Curricularnormwert ist, desto kleiner sind die von einem Lehrenden zu betreuenden Gruppen und desto geringer die Aufnahmekapazität von Studierenden relativ zur bestehenden Lehrkapazität. Je niedriger dieser Wert, desto größer sind die Gruppen und desto höher ist die Aufnahmekapazität. Das können Sie sich vorstellen wie Hochhäuser einerseits – da passen viele in unangenehm kleine Wohnungen rein – und Einfamilienhäuser andererseits – da kann man es sich richtig bequem machen.

In Kombination mit der Ressourcenlage wächst sich der Bologna-Forderungskatalog zu einer gigantischen logistischen Herausforderung aus. Ich habe diesen Zirkus mehrere Jahre mitgemacht. Wie in einem Logistik-Zentrum haben wir Lehrdeputate, Module und Credit Points von A nach B verschoben. Wie auf dem Jahrmarkt haben wir mit Fachvertretern um Veranstaltungsplätze gefeilscht. Wie auf einer Großbaustelle haben wir Gebäudeteile errichtet und wieder eingerissen, weil sie mit irgendwelchen Vorgaben nicht vereinbar waren, um sie demnächst wieder neu aufzurichten, weil nun ja bereits die Reform wieder reformiert wird. Wir haben Veranstaltungsformate gewechselt, Modulgrößen verändert, Prüfungen verteilt und wieder zusammengeführt und am Ende mit drei Versionen von Prüfungsordnungen gleichzeitig gearbeitet.

Immer gab es dafür gute Gründe – meist die *Studierbarkeit*. Und es leuchtet ja auch ein: Man kann schlecht fordern, ein bestimmtes Modul verpflichtend zu absolvieren, und dann die Hälfte der Studierenden von diesem Modul ausschließen, weil die Plätze belegt sind. Man kann aber auch nicht empfehlen, ins Ausland zu gehen und dann mit den Achseln zucken, wenn der Rückkehrer ein Semester später eine nicht angebotene Pflichtveranstaltung besuchen will. Bis eben noch konnten und sollten wir vertiefende Module anbieten, die bestimmte andere Module voraussetzen. Das hatte inhaltliche Vorteile, aber auch den Nachteil, dass man besser nicht aus dem Takt ausscherte, der im Studienplan vorgegeben war. Nun sollen möglichst wenige Module an eine feste Reihenfolge gebunden sein. Das hat organisatorische Vorteile, aber eben auch den Nachteil, dass man beim Niveau an den Novizen ansetzt und die Fortgeschrittenen langweilt. Was passiert da eigentlich? *Studierbarkeit* wird zu einem rein logistischen Merkmal: Kapazität und Auslastung, Modulbeginn und Modulende, Verlauf und Reihenfolge, Workload und ECTS beherrschen das Denken. Gleichzeitig wird die Studiengestaltung zu einem rechtlichen Balanceakt; die Rechtsabteilungen fungieren vor allem als Kontroll-Instanzen, um Hochschulen vor Klagewellen zu bewahren.

Nun werden Sie sich vielleicht fragen, warum ich mich so lange bei diesen Punkten aufhalte. Nun, ich halte mich hier deswegen so lange auf, weil diese Punkte auch die gesamte Bologna-Diskussion ebenso wie die Reform der Bologna-Reform beherrschen. Haben Sie sich noch nicht gefragt, wo bei all dem eigentlich die Didaktik bleibt? In der einzelnen Lehrveranstaltung? Das wäre ja immerhin etwas. Gehen wir optimistisch davon aus, es wäre so. Reicht das dann? Wenn wir schon ein so fürchterliches Wort wie *Studierbarkeit* ins Feld führen, müsste man das dann nicht auch *didaktisch* verstehen? Was könnte Studierbarkeit aus didaktischer Sicht heißen? Es könnte heißen, dass Studierende befähigt werden bzw. die Fähigkeit entwickeln, sich mit wissenschaftlichen Inhalten auseinanderzusetzen und bestehende Lehrangebote effektiv zu nutzen. Die meisten Bar-Wörter – nehmen wir mal als Beispiel die stilistisch korrekten wie wahrnehmbar oder umsetzbar – setzen immer *etwas* voraus, nämlich in unserem Beispiel etwas, das wahrgenommen oder umgesetzt werden kann; sie setzen aber auch *jemanden* voraus, der wahrnimmt oder umsetzt. Wenn ein Studiengang also *studierbar* sein soll, dann sollten wir daran denken, dass das neben Merkmalen des Studiengangs auch bestimmte Fähigkeiten bei den Studierenden erfordert, für die *wir* durch didaktisches Handeln sorgen müssen.

Reduziert man Studierbarkeit *nicht* auf eine logistische Herausforderung, sondern versteht man es *auch* als eine didaktische, kommt man zu anderen Lösungsvorschlägen als zu denen, die uns seit dem Bildungsstreik im Herbst 2009 mehr oder weniger konkret zu Ohren kommen. Ich möchte heute *einen* mir möglich erscheinenden Lösungsansatz skizzieren, der genau hier ansetzt und das Ziel verfolgt, Studierende zu Beginn ihres Studiums studierfähig zu machen. Würde uns das nämlich gelingen, könnten wir sie in einer zweiten Phase in eine gewisse akademische Freiheit entlassen. Die wiederum könnte uns helfen, die logistischen Probleme zumindest einfacher und nicht auf dem Rücken der Studierenden und der Lehrenden zu bewältigen.

Bevor ich meinen didaktischen Vorschlag unterbreite, möchte ich noch auf ein paar empirische Erkenntnisse aufmerksam machen. Diese belegen, dass die persönlichen Erfahrungen, die viele Lehrende teilen, keineswegs auf anekdotischen Einzelerlebnissen beruhen, sondern offenbar Teil flächendeckender Entwicklungen sind.

So zeigen beispielsweise aktuelle Umfragedaten von 34 Mitgliederorganisationen aus 26 Ländern¹, dass über die Hälfte von ihnen eine generelle Verschlechterung der Lehrbedingungen verzeichnen, darunter auch Deutschland und Österreich. Vielfach macht man hierfür vor allem das wachsende Prüfungsaufkommen verantwortlich. Und in der Tat belegt auch hier eine weitere aktuelle Studie², dass fast jede zweite befragte Institution, die ihre Studiengänge modularisiert hat, mehr Prüfungen als vorher bewältigen muss. Allerdings verursacht nicht allein die Anzahl der Prüfungen Probleme: Vielerorts passen sie auch nicht zu den Bemühungen, Lehr-Lernformen innovativer zu gestalten, bleiben aufgrund formaler Regelungen einseitig und scheitern bei Optimierungsversuchen an der ohnehin schon zu hohen Arbeitsbelastung der Lehrenden.

Eine Studie des Bundesministeriums für Bildung und Forschung³ kommt 2009 zu dem Schluss, dass Studierende in Deutschland vor allem Feedback auf Prüfungsleistungen vermissen und auf weiten Strecken ihres Studiums unsicher bleiben, was sie denn nun können und was nicht. Viele von ihnen erleben in ihrem Studium wenige Phasen, in denen sie selbstverantwortlich lernen, also das Gelernte auch eigenständig anwenden. Ein weiterer interessanter Befund dieser Studie ist: Die Überforderung vieler Studierender lässt sich nicht darauf zurückführen, dass sie im Vergleich zu Studierenden der alten Studiengänge generell *mehr* Zeit für das Studium aufwenden. Offenbar hat der erlebte Stress – neben dem Prüfungsdruck – vor allem damit zu tun, dass sie in wachsendem Maße fremdbestimmte und weniger selbstbestimmte Zeit aufwenden. Während die angeleiteten Präsenzzeiten in Veranstaltungen steigen, schrumpfen die eigenständig zu gestaltenden Zeiträume für das Selbststudium.

Wie es sich mit diesen zeitlichen Aspekten genau verhält, soll in den kommenden Jahren das vom BMBF geförderte Projekt Zeitlast mit eigenen Zeitbudget-Analysen klären helfen. Dessen Ausgangsthese besteht ebenfalls darin, dass die Freiheitsgrade für Studierende infolge von Bologna gesunken sind und die Zeitsouveränität eingeschränkt wurde. Nun kenne ich keine zuverlässigen Befunde dazu, ob Studierende der alten Studiengänge wirklich selbständiger waren und ob sie die Zeit, die ihnen dafür zur Verfügung stand, wirklich sinnvoll genutzt haben. Eine reine Ermöglichungsdidaktik nach dem Motto „hier ist die Bibliothek, da das W-LAN und dort der Skripten-Verkauf“ dürfte einen äußerst begrenzten Wert haben. Ich meine, es ist wichtig, dass sich Studienanfänger darauf verlassen können, dass sie zu Beginn ihres Studiums darin unterstützt werden, Fähigkeiten zu einem ein akademisches Lernen zu entwickeln.

Es geht mir im Folgenden *nicht* darum, die Grundideen von Bologna in Frage zu stellen. Veranstaltungen zu thematisch passenden Modulen zusammenzufassen, ist nicht nur formal, sondern auch inhaltlich gerechtfertigt. Dazu muss eine grobe Abstimmung innerhalb von Fachbereichen kommen, um eine in sich schlüssige Landschaft an Lehrangeboten zu erhalten. Sich zu überlegen, wie viel Zeit Studierende *in etwa* für Veranstaltungen und Selbststudium aufbringen müssen, halte ich ebenfalls für begrüßenswert: Man macht sich als Lehrender in der Folge mehr Gedanken, was man von Studierenden erwarten kann und soll. Prüfungen zu verteilen, ist eine sinnvolle Angelegenheit: Warum sollte sich die Leistung von Studierenden an wenigen Terminen festmachen? Assessment und Didaktik sind ohnehin aufeinander abzustimmen.

¹ http://www.eua.be/fileadmin/user_upload/files/Publications/EUA_Trends_2010.pdf

² http://www.gew.de/Binaries/Binary58669/2010_03_12_EI_BolognaReport2010_EnhancingQuality.pdf

³ http://www.bmbf.de/pub/bachelor_zwischenbilanz_2010.pdf

Nicht Module, das Leistungspunktesystem oder verteilte Prüfungen sind das Problem, sondern starre Studienverläufe, eine durchgängige Verschulung und Bevormundung und die Tatsache, dass die didaktische Seite der Studierbarkeit quasi ausgeblendet wird. Besonders viele Fehler passieren aus meiner Sicht gleich zu Studienbeginn: In vielen Studiengängen ist dieser gesäumt von zahlreichen Vorlesungen und Tutorien, die von Studierenden höherer Semester abgehalten werden. Ich habe großen Respekt vor den Leistungen der studentischen Tutorinnen und Tutoren, die für wenig Geld in der Regel ein außergewöhnliches Engagement an den Tag legen und dabei selbst eine Menge lernen. Auch mag es vereinzelt glänzende Vorlesungen geben, die eine erste Begeisterung für ein Fach entfachen können. Und doch ist genau dieser Einstieg in das Studium aus mindestens zwei Gründen insgesamt betrachtet eher eine Katastrophe:

Zum einen vermitteln wir den Studierenden zu Beginn mit dem Primäreinstieg über Vorlesungen ein eher schlechtes und vor allem einseitiges Bild von Wissenschaft und Studium. In den Folgesemestern wundern wir uns dann darüber, dass die Studierenden eine vor allem konsumorientierte Haltung in Lehrveranstaltungen an den Tag legen und betonen, dass sie wissenschaftlich an sich nicht so interessiert seien – eine Haltung, die wir selbst produziert oder zumindest verstärkt haben. Zum anderen kümmern wir uns trotz der Verschulung des Studiums zu wenig um die Basisfertigkeiten für ein erfolgreiches Studium. Anschließend beklagen wir uns darüber, dass die Studierenden in der Mitte oder gar gegen Ende ihres Studiums immer noch nicht so recht wissen, wie man wissenschaftliche Texte liest und exzerpiert, wie man zuhört und Fragen stellt, wie man recherchiert und argumentiert usw. – Mängel, deren Behebung wir zu Beginn unsystematisch betrieben und fast ausschließlich in die Hände von Tutoren gelegt haben. Mit anderen Worten: Wir gängeln die Studierenden mit starren Stundenplänen und Zwängen und erreichen trotzdem nicht das, was uns in einem universitären Studium eigentlich wichtig ist. Ich bitte um Nachsicht, dass ich mich hier vorrangig auf Universitäten beziehe, weil ich von den Fachhochschulen zu wenig Ahnung habe.

Wie kann man diesem Problem begegnen? Zunächst einmal plädiere ich dafür, die *jetzt* bestehende Chance aufzugreifen, auch vierjährige Bachelor-Studiengänge anzubieten: Wenn der Bachelor tatsächlich zum Regelabschluss werden soll – im Moment kann davon wohl nicht die Rede sein –, dann dürfen wir nicht länger dieses Gehetze unterstützen, bei dem viele Bildungsbemühungen dem Zeitdiktat zum Opfer fallen. Gehen wir also einmal davon aus, ein Bachelorstudiengang dauert vier Jahre. Ich würde diesen dann in **drei Phasen** untergliedern:

- In der *Anfangsphase*, sagen wir mal das erste Studienjahr, würden wir den Studierenden nicht nur einen inhaltlichen Überblick geben, sondern sie auch darin anleiten, das rechte Handwerkszeug zum Studieren anzuwenden – in festgelegter, planbarer und gewisser Weise offen und ehrlich *verschulter* Weise. Das heißt: Wir *schulen* die Studierenden darin, mit persönlichem Gewinn zu studieren.
- In der *mittleren Phase*, bei vier Jahren also z.B. das zweite und dritte Studienjahr, entlassen wir die Studierenden wieder stärker in die *Freiheit* – ohne starre Vorgaben, unflexible Stundenpläne und akribische Punktspiele.
- Die *Endphase* des Studiums – das wäre also das letzte Studienjahr – könnte erneut eine stärker geführte Phase sein, die den Studierenden hilft, die Ergebnisse ihres selbstbestimmten Studiums zu ordnen, zu bewerten, im Bedarfsfall auch zu ergänzen und auszugleichen.

Das Ergebnis wäre ein *Studienverlauf*, bei dem Fremd- und Selbststeuerung einander abwechseln: eine klar angeleitete und damit bewusst eher fremdbestimmte Phase zu Beginn, eine frei zu gestaltende und entsprechend selbstbestimmte Phase in der Mitte und eine abschließende Phase, die wiederum Führung und Anleitung auf einem anderen Niveau als zu Beginn anbietet. Ein solcher Verlauf ist zunächst einmal *nicht* fachgebunden, auch wenn fachspezifische Besonderheiten natürlich berücksichtigt werden müssten. Dennoch meine ich, dass ein solches Konzept prinzipiell auf viele Domänen angewendet werden kann. Wie das nun ganz *konkret* aussehen könnte, beschreibe ich aus *meiner* und damit aus einer bildungswissenschaftlichen Sicht, weil das die Disziplin ist, in der ich tätig bin. Abweichungen zu anderen Fächern sind also nicht ausgeschlossen.

Beginnen wir beim **ersten Semester**: Ja, ich würde Studierenden im ersten Semester einen verbindlichen Stundenplan an die Hand geben – so wie das heute ja ohnehin schon in vielen neuen Studiengänge der Fall ist. Der Unterschied aber würde darin bestehen, dass dieser Plan nur das *erste* Studienjahr und *nicht* die gesamte Studienzzeit vorstrukturiert. Dieser Studienplan für das erste und zwei Semester würde ein gezielt zusammengestelltes Paket aus verschiedenen Veranstaltungsformaten umfassen, mit denen Studierende an einer Universität in der Regel konfrontiert werden. Die Studierenden sollen diese Formate kennenlernen, sollen verstehen lernen, welche Ziele sie verfolgen und welche nicht. Gleichzeitig sollen sie systematisch lernen, mit den verschiedenen Anforderungen, die damit verbunden sind, umzugehen. Sie sollen Strategien erwerben, die ihnen dabei helfen, die jeweils spezifischen Vorteile verschiedener Lehrformen optimal zu nutzen und aus einer eher abwartenden und reaktiven Haltung nach dem Motto „Mach, dass ich lerne“ herauszutreten. Das erste Semester sollte den Studienanfänger folglich mit den gängigsten Veranstaltungsformen konfrontieren, wobei es aus meiner Sicht reichen würde, von jedem Typus *eine* zu besuchen.

- Da wäre erstens die *Vorlesung* – also eine Frontalsituation, die primär dazu dient, Inhalte zu vermitteln, ergänzt durch verschiedene Methoden der Aktivierung. Ziel einer Vorlesung ist es, Überblickswissen zu erwerben, Fakten zu lernen und Orientierung zu erhalten.
- Da wäre zweitens das *Seminar* – also eine interaktive, aber geführte Situation, in der Inhaltsvermittlung und Diskussion verbunden werden, ergänzt durch weitere Methoden des Diskurses. Ziel ist es hier, vertiefendes Wissen und Zusammenhangswissen zu erwerben sowie das Fragen und Argumentieren zu lernen.
- Da wäre drittens das *Projekt* – also eine kooperative und ergebnisorientierte Situation, in der Methoden vermittelt und angewandt sowie sichtbare Produkte erarbeitet werden. Ziel ist es hier zu lernen, wie man im Team zusammenarbeitet und methodisch handelt.
- Und da wäre viertens die explizit *technologiebasierte Veranstaltung* – gemeint als Sammelbegriff für mediale Situationen, in denen verschiedene Medien und Methoden mit Selbstlernanteilen eingesetzt werden. Das kann Vorlesungs-, Seminar- oder Projektcharakter haben. Ziel ist es hier, Medienkompetenz zu erwerben und das Lernen und Arbeiten in Online-Umgebungen kennenzulernen und einzuüben.

Abgestimmt auf jede dieser Veranstaltungen – so meine Idealvorstellung – sollte es eine *Übung* geben, in der man bezogen auf die jeweilige Veranstaltung lernt, wie man dieses Format für sich und sein Studium sinnvoll nutzt. In einer Übung zur Vorlesung z.B. lernt man, wie man richtig zuhört, wie man sich effektiv Notizen macht, Texte liest und exzerpiert usw. In einer Übung zum Seminar dagegen lernt man, wie man recherchiert, wie man Referate gestaltet und hält, wie man diskutiert und Protokolle verfasst, wie man eine Hausarbeit schreibt usw. Projektmanagement, Teamarbeit, Konfliktbewältigung sowie erste Forschungsmethoden sind mögliche Inhalte einer begleitenden Übung zu Projekten. Schließlich lernt man in einer Übung zur technologiebasierten Veranstaltung, wie man Blogs und Wikis nutzt, wie man virtuell kommuniziert und kooperiert und ein eigenes E-Portfolio führen kann.

Und wie geht das mit dem *Workload* und der *Punktesystematik* zusammen? In vielen Studiengängen werden für Vorlesungen bis zu vier Punkte vergeben – das wäre z.B. eine Möglichkeit. Für das Seminar könnte man sechs Punkte, für das Projekt – immerhin eine aufwändigere Sache – acht Punkte und für die technologiebasierte Veranstaltung z.B. wieder vier Punkte vergeben. Möglich ist aber auch eine andere Verteilung. Praktisch wäre es, man würde insgesamt auf einen Arbeitsaufwand kommen, der ca. 22 Credit Points entspricht. Veranschlagt man nämlich dann vier dazugehörige Übungen mit jeweils zwei Punkten, käme man auf die in der Regel empfohlene Anzahl von 30 Credit Points pro Semester. Also: Bologna-konform! Wichtiger als die Punkteverteilung aber ist, dass die *Übungen* von erfahrenen Lehrpersonen konzipiert, Materialien von diesen gestaltet und regelmäßig aktualisiert werden. Ich plädiere *nicht* für die Abschaffung von studentischen Tutoren. Diese könnten und sollten in Übungen integriert, aber durch Konzepte, Materialien und Werkzeuge sowie Team-Teaching und Supervision seitens erfahrener Lehrpersonen vorbereitet und unterstützt werden.

Das **zweite Semester** könnte einer ähnlichen Struktur folgen, um die Lernergebnisse und Erfahrungen aus dem ersten Semester zu festigen und auszubauen. Nun könnte man beispielsweise die klassischen drei Veranstaltungsformate Vorlesung, Seminar und Projekt von vornherein mit dem Einsatz verschiedener digitaler Medien gezielt anreichern und methodisch erweitern. Das halte ich deswegen für wichtig, weil wir die Zeiten einer klaren Trennung analogen und digitalen Lernens meiner Einschätzung nach bereits hinter uns gelassen haben. Eine Koexistenz von Präsenzelementen, analogen und digitalen Medien ist an sich allgegenwärtig und es gilt, dies in der Lehre produktiv zu nutzen. Die Studierende würden also im zweiten Semester drei mediengestützte Kernveranstaltungen besuchen, beispielsweise eine umfängliche Vorlesung, ein nun anspruchsvolleres Seminar und ein größeres Projekt.

Auch zu diesen drei Veranstaltungen gäbe es dann wiederum drei Übungen. Dort kann man auf die neuen Ansprüche eingehen, Reflexionshilfen leisten und weitere Lern- und Arbeitsstrategien anbieten, was in der dazugehörigen Veranstaltung immer gleich erprobt werden soll. Da ein erhöhter Anspruch die Studierenden auch zeitlich mehr beansprucht, ist der *Workload* entsprechend anzupassen und ausreichend Zeit einzuräumen. Aus meiner Sicht wäre es nicht verkehrt, Veranstaltungen auch einmal mit bis zu zehn Punkten zu veranschlagen, also z.B. sechs Punkte für die medienbasierte Vorlesung, acht für das mediengestützte Seminar und zehn für das mediengestützte Projekt. Die dazugehörigen Übungen würden wiederum mit je zwei Punkten zu Buche schlagen. Auch das ergäbe den allseits geforderten Umfang von 30 Credit Points.

Und wie könnte man das *Assessment im ersten Studienjahr* handhaben? Mein Vorschlag ist: Lassen wir das erste Semester und damit auch die ersten 30 Punkte doch einfach unbenotet. Was hindert uns daran? Anders gefragt: Welchen Schaden hätte es? Keinen! Vielmehr würden wir den Studierenden einen intensiven inhaltlichen *und* methodischen Einstieg ins Studium ohne Fixierung auf Noten ermöglichen. Das zweite Semester könnte man dann mit einem Portfolio abschließen. Das könnte, müsste man aber auch nicht zwingend bewerten. Eventuell würde analog zu Promotionsbewertungen ein „herausragend“, „sehr gut“, „gut“ und „bestanden“ genügen. Die Zeit, die wir für komplizierte und doch nie gerechte pseudo-differenzierte Bewertungen einsparen, könnten wir in *inhaltliche* Rückmeldungen stecken, die Studierende so vermissen.

Jetzt fragen Sie sich vielleicht schon, wie ich mir die **mittlere Phase** nach der ersten, doch recht eng geführten Anfangsphase vorstelle, in der ich die Studierenden gerne in die akademische Freiheit entlassen würde. Ich stelle mir hier tatsächlich ein Maximum an Freiheit und ein Minimum an Vorgaben vor: Vorgeben könnte man, dass sich Studierende zwei, drei oder mehr thematische Schwerpunkte setzen und diese am Ende in einen Zusammenhang bringen. Vorgeben sollte man zudem eine Mindestanzahl zu erreichender Credit Points, z.B. 80. Man könnte eine Regelstudienzeit für die mittlere Phase von vier Semestern definieren. Das würde Raum für Auslandsaufenthalte und Praktika geben. Wer das nicht will, könnte die Mindestanzahl von 80 Punkten auch schneller oder in derselben Zeit mehr Punkte machen. Übrige Punkte könnte man später im Falle eines Masterstudiums anerkennen. *Warum lassen wir all das die Studierenden nicht selbst entscheiden?* Nach der geführten Anfangsphase wissen sie, was ihnen die universitäre Lehre zu bieten hat. Sie haben gelernt, wie sie die Angebote effektiv nutzen. Sie haben aus dem ersten Studienjahr Vorkenntnisse und Vorerfahrungen, sie kennen sich selbst, ihre Ziele und Lebenssituation am besten und sie sind erwachsen: Also können sie all das auch selbst am besten entscheiden *und* verantworten!

Damit diese mittlere Phase auch auf der Angebotsseite *studierbar* ist, müssen Lehrende ihre Veranstaltungen genau beschreiben: hinsichtlich der Anforderungen, der voraussichtlichen zeitlichen Belastung und der zu erwerbenden Credit Points. Auch der thematische Schwerpunkt oder mehrere müssen genannt werden. Auch das ist Bologna-konform! Allerdings: Freiräume zu nutzen, will gelernt sein. Es ist nicht auszuschließen, dass einige mit dieser Freiheit Probleme haben – auch wenn sie seit dem Bildungsstreik im Herbst 2009 überall gefordert wird. Optionale Beratung müsste man also schon bieten – Beratung, die aufgesucht und nicht ungefragt aufgestülpt wird.

Freiräume geben, heißt *nicht*, Willkür zu gestatten. Erforderlich ist daher, dass Studierende ihren selbstbestimmten Studienverlauf in der mittleren Studienphase dokumentieren und reflektieren – am besten in einem *Portfolio*. Früher hatten wir dazu ein Studienbuch, heute haben wir Credit Point-Konten. Beides sagt *kaum* etwas über den inhaltlichen Verlauf und die gemachten Erfahrungen aus. Nach dem eher unkritisch hochgejubelten Portfolio-Trend der letzten Jahre winken heute viele schon wieder ab, wenn es um Portfolio-Arbeit geht. Das liegt aus meiner Sicht daran, dass sie in die starren Bologna-Studiengänge der ersten Generation auch nicht hinein passten, in vielen Fällen überreglementiert sind und eingeführt wurden, *ohne* die Studierenden angemessen darauf vorzubereiten. Wenn dagegen wirklich selbstbestimmt studiert werden darf, wenn eigene Schwerpunkte gesetzt werden können, individuelle Verläufe resultieren und eine Vorbereitung erfolgt, kann ein *Portfolio* auch seine Vorzüge entfalten.

Mit einem Portfolio liegt die Dokumentationspflicht bei den Studierenden; indem wir ihnen diese Pflicht in die Hand legen, geben wir ihnen die Verantwortung zurück, die man an einer Universität auch anzustreben hat. Anschlussysteme, also vor allem die Wirtschaft, können sich von den Leistungen eines Studierenden auf diesem Wege ein viel besseres Bild machen, denn allein die Gestaltung des Wegs in der Kernphase eines selbstbestimmten Studiums sagt viel über Kompetenzen, Interessen und Stärken aus.

Würde man, wie hier vorgeschlagen, im ersten Studienjahr eine starke Anleitung und Führung im beschriebenen Sinne praktizieren und die folgenden zwei Studienjahre für mehr Selbstbestimmung öffnen, sollte das letzte Studienjahr allerdings noch einmal mehr Struktur von außen geben. Ich sehe für die **Abschlussphase** eines Bachelor-Studiums *zwei* große Ziele: den Abschluss des Portfolios und die Abschlussarbeit.

Studierende sollten das erworbene Wissen und Können, gewonnene Erkenntnisse und erarbeitete Wissensprodukte in ihre Disziplin einordnen und zueinander in Beziehung setzen. Dies ist eine Anforderung, die man schon im Prozess im Blick haben muss, im letzten Studienjahr aber auch abschließend und unterstützt in eigenen Veranstaltungen und in sozialer Gemeinschaft machen kann. Es gilt, mögliche Defizite zu erkennen und aufzufüllen sowie letzte Akzente zu setzen, beispielsweise da, wo man besondere Stärken erkannt hat. Letztlich muss das bis dahin gewachsene Portfolio geordnet und weitgehend abgeschlossen werden. Lehrangebote, die einem dabei helfen, die geforderte Ordnung und Selbstdiagnose zu erreichen, könnte man Reflexionsveranstaltungen nennen und dafür z.B. einen Workload von bis zu acht Punkten veranschlagen. Für den Besuch von Veranstaltungen zur abschließenden Vertiefung, Ergänzung oder Defizitbehebung könnte man weitere 12 Punkte einräumen.

Zum Ende des Studiums hin sollten Studierende dann auch ein eigenes Forschungsprojekt in Form einer Abschlussarbeit vorbereiten und durchführen. Das ist ein aus meiner Erfahrung wichtiger abschließender Meilenstein für viele Studierende, den man nicht mit mickrigen 12 Credit Points entwerten sollte, wie es in fast allen Prüfungsordnungen von Bachelorstudiengängen üblich ist. Für die meisten Studierenden ist die Abschlussarbeit so etwas wie ein Gesellenstück und damit eine ganz besondere Bildungschance – eine Aufgabe, bei der man an seine Grenzen kommen, aber eben auch besondere Erfahrungen machen und selbständig wissenschaftlich tätig sein kann. Auch der Arbeitsaufwand dürfte hier dergestalt sein, dass 20 Punkte angemessen sind. Wichtig ist es, die Studierende bei dieser Arbeit durch ein begleitendes Kolloquium in überschaubaren Gruppen zu unterstützen, ihnen Raum für Diskussionen und Erfahrungsaustausch zu geben und bei Bedarf auch Hilfe anzubieten.

Wie man das Portfolio sowie die Abschlussarbeit letztlich *bewertet*, ist eine wichtige Frage, zu der es mit Sicherheit recht unterschiedliche Meinungen geben wird. Ich plädiere auch hier für möglichst wenige, eventuell wieder vier, Bewertungskategorien, wie ich sie weiter vorne bereits genannt habe. Der Sinn dagegen von zwei Stellen hinter dem Komma einer Ziffernote hat sich mir noch nie erschlossen. Ich kann mir auch kaum vorstellen, dass der Unterschied etwa zwischen einer 2,02 und einer 2,20 für irgendjemanden tatsächlich aussagekräftig ist. Schon die Bundesassistentenkonferenz von 1970 hat die *vorgetäuschte* Objektivierungs- und Differenzierungsfähigkeit des Benotungssystems scharf kritisiert und für deren Abschaffung plädiert – leider vergeblich, obwohl es viele Gründe dafür gibt: inhaltliche, messtechnische, ökonomische und psychologische. Doch das wäre ein eigener Vortrag.

Lassen Sie mich abschließend noch kurz auf die anfangs erläuterten *logistischen* Herausforderungen zu sprechen kommen, vor denen wir stehen, um die neuen Studiengänge *studierbar* zu machen. Lösen sich die dabei auftretenden Probleme mit meinem Vorschlag denn nun in Luft auf? Das ist leider *nicht* der Fall. Generelle Engpässe infolge der Unterfinanzierung von Universitäten sowie spezielle Engpässe infolge von niedrigen Curricularnormwerten und mangelnden Lehrkapazitäten bleiben bestehen – egal welche Art von Studienganggestaltung verfolgt wird. Wohl aber könnte man mit meinem Vorschlag womöglich die Widersprüche besser in den Griff bekommen, die in den letzten Jahren produziert wurden. Vielleicht ließen sich auch die Aufwendungen für komplizierte Planungen und kontinuierliche Reparaturprozesse von Fehlplanungen reduzieren, die uns von unserer eigentlichen Arbeit abhalten. Auch das Gefühl der Fremdbestimmung, das nicht nur Studierende, sondern auch Lehrende, nämlich bei ihrer Veranstaltungsplanung haben, wäre eventuell geringer.

Der hier vorgeschlagene Studienverlauf würde nämlich auf Seiten der *Lehrenden* bedeuten, dass diese z.B. die Hälfte ihres Lehrdeputats für verbindlich zu besuchende Veranstaltungen im ersten und letzten Studienjahr heranziehen. Hier müssen sie sich mit den Kolleginnen und Kollegen koordinieren und das Ziel verfolgen, die Studierbarkeit als *didaktische* Herausforderung anzunehmen. Die andere Hälfte ihres Lehrdeputats könnten sie nach *eigenen* Vorstellungen, also entsprechend *wissenschaftlicher* Interessen und damit auch entlang *ihrer* Forschung für Vorlesungen, Seminare und Projekte verwenden, wie sie es für richtig halten. Auch das Assessment sollten sie so handhaben, wie es die Sache und nicht irgendeine Prüfungsordnung erfordert. Natürlich müssen Lehrende auch diese Veranstaltungen informativ beschreiben hinsichtlich der inhaltlichen Schwerpunkte, der Voraussetzungen und der voraussichtlichen Arbeitsbelastung. Aber sie tun dies aus sachlichen und nicht aus logistischen Gründen. Wenn man bedenkt, dass sich in letzter Zeit das *forschende Lernen* wieder einen Platz im Bologna-Forderungskatalog zu erobern beginnt, dann sind solche Freiräume für die Lehrenden zwingend erforderlich: Kein Lehrende kann Studierende darin unterstützen, forschend zu lernen, wenn man ihm keine Chance mehr gibt, seine Lehre mit der Forschung ausreichend zu verknüpfen!

Im Herbst 2009 haben sich die angestauten Ressentiments gegen den Bologna-Prozess in Streiks und Blockaden Luft gemacht. Monate später waren sich alle *irgendwie* einig, dass man etwas tun müsse, um die *Studierbarkeit* der neuen Studiengänge zu verbessern. Ein Zurück zum alten System fordert dabei niemand ernsthaft. Dies wäre wohl auch eine völlig unangemessene Verklärung der Vergangenheit. Einschneidende Veränderungen aber werden ebenfalls *nicht* ernsthaft gefordert. Stattdessen korrigiert man wie im Gesundheits- und Steuersystem an einzelnen Ecken und Enden, produziert im Detail aufwändige und in der Folge kaum wahrnehmbare Reformen der Reform und lässt Studierende und Lehrende in einer Flut von Verordnungen ersticken. Letztlich ist all das *entmündigend* und damit so ganz entgegen einer Idee von Universität, die deren Mitglieder nun eigentlich mündiger machen sollte. Von daher finde ich, dass wir den Studierenden, aber auch den Lehrenden wieder mehr Freiheit und mehr Verantwortung zugestehen müssen. Ich hoffe, mein heute präsentierter Vorschlag liefert Ansatzpunkte für eine Diskussion in diese Richtung.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.